

Resümeees liegt erstens auf den Zusammenhängen zwischen Hospitälern und städtischer Umwelt, wobei sich der Verfasser mit Blick auf das 15. Jahrhundert beispielsweise skeptisch bezüglich der angeblichen Instrumentalisierung von Hospitälern im Sinne der Sozialdisziplinierung äußert. Zweitens geht er zusammenfassend noch einmal auf typologische Aspekte ein: Bezüglich funktionaler Hospitaltypen betont er die Vielfalt der Einrichtungen und warnt zu Recht vor „anachronistischen Systematisierungen“ (S. 414). Mit Hilfe statistischer Verfahren (Korrespondenz- und Clusteranalyse) gelingt es ihm jedoch, regionale Hospitaltypen oder zumindest Unterschiede in der regionalen Verteilung bestimmter Eigenschaften der untersuchten Einrichtungen und damit Gruppen von Hospitälern herauszuarbeiten. So werden – drittens – „Hospitallerlandschaften“ als „Subregionen im Untersuchungsraum“ (S. 421) greifbar.

Der Verfasser berührt viele Fragen, die auch in ‚klassischen‘ Hospitalmonographien abgehandelt wurden und werden, doch in seiner vergleichenden Perspektive gewinnen die Aussagen an allgemeiner Validität. So tragen beispielsweise seine Ausführungen zur ‚Komunalisierung‘ (S. 163–212) zur weiteren Differenzierung dieses Forschungsparadigmas bei: Die Entwicklung von Trägerschaft und Verwaltung verlief keineswegs immer geradlinig, vielmehr standen Hospitäler in einem komplexen Spannungsfeld der Interessen von Stadtherr, Gemeinde und innerstädtischen sozialen Gruppen, sie konnten identitätsbildend wirken und einen ‚Kristallisationspunkt im Kampf um die städtische Autonomie‘ (S. 211) bilden. Zu den besonderen Verdiensten der Arbeit gehört auch, dass die zahlreichen kleineren Städte der Region – wie auch Hospitäler außerhalb urbaner Siedlungskontexte – intensive Berücksichtigung finden.

In der Summe hat Michel Pauly eine äußerst gründliche, im besten Sinne gelehrte Studie vorgelegt, die das Innovationspotential raumbezogener Ansätze für den behandelten Themenbereich glänzend unter Beweis stellt und an der zukünftig nicht wird vorbeigehen können, wer sich mit mittelalterlichen Hospitälern beschäftigt.

Kiel

Sven Rabeler

Andrea Schaller: Der Erzengel Michael im frühen Mittelalter. Ikonographie und Verehrung eines Heiligen ohne Vita (Vestigia Biblicae 26/27), Bern u. a.: Peter Lang Verlag 2006, 512 S., 113 Abb., 27 Farbtafeln.

Die vorliegende Monographie, die in ihrer guten Lesbarkeit, in ihrer reichen Illustration,

in ihrem weit ausgreifenden Argumentationsbogen und in ihrem interdisziplinären Facettenreichtum überzeugt, widmet sich der Kultgeschichte des Erzengels Michael und nimmt sich damit eines lange überfälligen Desiderates an. Es geht um die Frage, welche Berücksichtigung er vor allem in der Ikonographie, in der Patrozienegebung und in der Liturgie vom Frühmittelalter an bis in das 12. Jahrhundert hinein fand. Welche Brüche und Kontinuitäten weist die Rezeptionsgeschichte des Erzengels Michael auf, so lautet die Leitfrage. Wenn S. unterstreicht, dass ihre wissenschaftlichen Ergebnisse dazu „in vielen Fällen der angestellten Einzeluntersuchungen grundlegend von den bisherigen Einschätzungen der Forschung abweichen“ (S. 317), dann beschreibt sie präzise das, was ihre Arbeit tatsächlich einlöst. Derlei gelingt ihr vor allem aufgrund der breit gewählten Quellenbasis (Schriftquellen aus dem liturgischen Bereich, patristische und (früh-)mittelalterliche Kommentare zu Psalmen und anderen Schrifttexten, Buchmalerei, Elfenbeinschnitzerei, Goldschmiedekunst, Architektur) sowie mit einer religions- und sozialgeschichtlich geöffneten Methodik.

Im Ergebnis erbringt S.'s Untersuchung folgende Einsichten: Der Ursprung der Michaelsverehrung im Westen reicht nach Apulien in das 5. Jahrhundert zurück. Offenbar galt dieser ‚englische Heilige‘ bei der Bewältigung der für die Menschen elementaren Notwendigkeiten (Sorge um genügend Regen etc.) hier als hilfreicher denn ein ‚menschlicher Heiliger‘. Freilich ist ein überregionaler Michaelskult im Westen nicht vor dem Ende des 10. Jahrhunderts nachzuweisen. Die seit dem 8. Jahrhundert aufkommende Darstellung Michaels als Drachentöter, die ihn nicht als Heiligen, sondern als Stellvertreter Christi zeigt, könnte dadurch motiviert gewesen sein, dass man den ‚heiligen Engel‘ näher an die Erde und an die übrigen Heiligen heranzuholen beabsichtigte. Das Aufblühen des Michaelskultes um das Jahr 1000 mag mit dem Vorschreiten der Christianisierung im Westen ebenso wie mit den apokalyptischen Befürchtungen des Weltenendes an der Schwelle zum neuen Jahrtausend zusammenhängen. Zeitgleich kamen die ersten Darstellungen von Michael als Heiliger auf, der sich für die Gläubigen im Diesseits sowie beim jüngsten Gericht interzessorisch einsetzt. Erst ab der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfuhr der Michaelskult über die bis dahin wenigen monastischen Kultzentren hinaus seine Popularisierung (Michaelstag als nunmehr einer der höchsten kirchlichen Feiertage, Aufnahme in die Lesungen der allgemeinen Messe sowie ins Totenoffizium, Ausbreitung und Ikonographie der Michaelsbilder etc.). So nannte man seit dieser Zeit in der Alltags-

sprache die Zeitangabe „um Michaelis“, wenn man die Zeit des Septemberendes meinte. Wenn der Erzengel Michael ab dem 11. Jahrhundert auch mittels der Weltgerichtsbilder einen Popularitätszuwachs erfuhr, partizipierte er hier an der Verbreitung der apokalyptischen Szenarien. Nicht zuletzt wurde den Laien innerhalb der Liturgie anhand der Gestalt von Michael das Ideal christlicher Lebensführung erläutert. Ab dem 12. Jahrhundert war auch Michaels Wirken als Drachentöter vielfältig bekannt, wie ikonographische und bauplastische Zeugnisse in Fülle belegen („an praktisch allen Typen von Sakralbauten, in den Städten wie auf dem Land und darüber hinaus in den meisten Fällen im Portalbereich“ S. 322). Es gehört zu den markanten Einsichten dieser Publikation, dass der Erzengel Michael von der Kreuzzugsfrömmigkeit nicht zu ‚profitieren‘ vermochte, sondern man ihm nunmehr den Heiligen Georg vorzog. Stattdessen wurde er seit dieser Zeit zunehmend mit seiner Aufgabe als Seelenwäger im Jüngsten Gericht und mit seiner Aufgabe als Schützer der Kirchenportale identifiziert – und damit in

seiner Zuständigkeit begrenzt. Bemerkenswerterweise erhielt Michael keine Heiligenlegende im herkömmlichen Sinne, sondern – wie Jakob de Voragine veranschaulicht – „eine Zusammenstellung von Bibelstellen, in die Elementarfrühmittelalterlicher Michaelslegenden eingestreut sind“ (S. 232).

Im Ergebnis legt S. eine wahrlich vielschichtige Studie vor, mit der sie die Möglichkeiten einer interdisziplinär angelegten Rezeptionsgeschichte von Motiven und Personen aus der Heiligen Schrift eindrucksvoll erweist. Während man im (Früh-)Mittelalter fast jedem Heiligen mit Blick auf seine irdische Lebensführung die ‚*vita angelica*‘ preisend zuschrieb, erwies sich das Erzengeltum von Michael als nur eingeschränkt tauglich, um den Menschen auf der Erde die Verbindung zwischen ihnen und dem Himmel zu veranschaulichen. Als ‚Schrittmacher‘ von der Erde zum Himmel taugte er selbst dann nur begrenzt, als man ihn zunehmend mit jenen Attributen (z. B. Reliquien) ausstattete, die ursprünglich nur schwer zu ihm passten (S. 155).

Essen

Hubertus Lutterbach

Reformation und Frühe Neuzeit

Andreea Badea: Kurfürstliche Präeminenz, Landesherrschaft und Reform. Das Scheitern der Kölner Reformation unter Hermann von Wied, Münster: Aschendorff 2009 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 154), 259 S., ISBN 978-3-402-11579-4

Mag man angesichts der Fülle der Literatur über den Kölner Kurfürsten und Erzbischof Hermann von Wied und seinen gescheiterten Reformationsversuch mutmaßen, es seien alle relevanten Aspekte des insgesamt wohl einzigartigen Geschehens erforscht und gewürdigt (noch 2001 erschien als Band 143 in derselben Reihe die brillante Arbeit von Stephan Laux über die „Reformationsversuche in Kurköln (1542–1548)“, so versucht die Verfasserin doch mit einem neuen Blick auf das Ringen um die konfessionelle Zukunft des Kurfürstentums Köln aufzuwarten. Sie fragt (S. 4) „nach dem jeweiligen Handlungsraum der einzelnen Akteure“ und danach „inwiefern sich durch fortwährende Interaktion der einzelnen Handelnden die jeweiligen Handlungsräume ausweiten und verengen“ – in der Diktion bezogen auf Hermann von Wied eher ungewohnt, in der Sichtweise nicht vollkommen neu, denn die sich hinter der Frage-

stellung nicht zuletzt verbergende Vermengung religions- und machtpolitischer Interessen ist ein Grundmuster der Geschichte des Reiches im 16. und 17. Jahrhundert.

Die Bayreuther Dissertation stellt in einem chronologischen Grundgerüst eine stringente Darstellung des innerterritorialen und bald auch reichsweiten Kampfes um die Zuführung des Kölner Kurstaates zur Reformation dar. Kurfürst Hermann von Wied erscheint als eine politisch versierte Gestalt, die in ihrem Reformbemühen am Ende aber der innerstaatlichen Opposition (Domkapitel) sowie Kaiser und Reich rechtlich und tatsächlich unterliegt.

Die Beziehungen zu den Exponenten der Reformation unter den Landesherrn in Hessen, Pfalz und Sachsen und deren Interesse am Erfolg des Kölners werden ebenso präzise dargelegt, wie das von immer neuen Rücksichtnahmen gehemmte Vorgehen des Kaisers.

Eine wichtige neue Erkenntnis ist die starke Unterstützung, die Hermann von der Stadt Straßburg erfuhr. Dass sich der Streit auch zu einer Auseinandersetzung um reichsrechtliche Privilegien der Kurfürsten (Präeminenz) und um die reichsständische Libertät schlechthin entwickelte, wird gründlich dargetan, und auch der Frage, ob der Kaiser mehr Richter oder mehr Partei in diesem Ringen war, wird